

HEYNE <

Das Buch

Bob Arctor – alias Fred – ist Geheimagent der Drogenfahndung im kalifornischen Orange County. Als Informant in die Szene eingeschleust, soll er der Quelle einer neuen Droge auf die Spur kommen, die man Substanz T nennt und die bereits zahllose Opfer unter den Süchtigen gefordert hat. Doch um seine Tarnung als Junkie aufrechtzuerhalten, muss er selbst Substanz T nehmen, und das hat katastrophale Folgen: Seine beiden Identitäten – Fred, der Geheimagent, und Bob, der Junkie – beginnen, nicht nur unabhängig voneinander zu agieren, sondern auch gegeneinander ...

»Der dunkle Schirm« zählt, obwohl mit einigen Science-Fiction-Elementen angereichert, heute zu den großen Gegenwartsromanen Philip K. Dicks, in dem er mit schonungsloser Offenheit seine eigenen Erfahrungen in der Drogenszene der sechziger und siebziger Jahre schilderte.

»Ich denke, man muss inzwischen nicht mehr groß betonen, dass Philip K. Dick einer der bedeutendsten amerikanischen Schriftsteller war. Was man allerdings betonen sollte, ist, dass er uns – zwanzig Jahre nach seinem Tod – immer noch überraschen kann.«

– *Jonathan Lethem*

»Es gibt keine bessere Charakterstudie eines Undercover-Agenten im zeitgenössischen Amerika als diesen Roman.«

– *Kim Stanley Robinson*

Der Autor

Philip K. Dick, 1928 in Chicago geboren, schrieb schon in jungen Jahren zahlreiche Stories und arbeitete als Verkäufer in einem Plattenladen in Berkeley, ehe er 1952 hauptberuflich Schriftsteller wurde. Er verfasste über hundert Erzählungen und Kurzgeschichten für diverse Magazine und Anthologien und schrieb mehr als dreißig Romane, von denen etliche heute als Klassiker der amerikanischen Literatur gelten. Philip K. Dick starb am 2. März 1982 in Santa Ana, Kalifornien, an den Folgen eines Schlaganfalls.

Philip K. Dick

Der dunkle Schirm

Roman

Mit einem Nachwort von
CHRISTIAN GASSER

Überarbeitete Neuauflage

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe
A SCANNER DARKLY
Deutsche Übersetzung von Karl-Ulrich Burgdorf,
neu durchgesehen und überarbeitet
von Alexander Martin

Umwelthinweis:
Dieses Buch wurde auf chlor- und
säurefreiem Papier gedruckt

2. Auflage

Redaktion: Sascha Mamczak
Copyright © 1977 by Philip K. Dick
Copyright © 2003 des Nachworts by Christian Gasser
Copyright © 2003 dieser Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
<http://www.heyne.de>
Umschlaggestaltung:
Hauptmann und Kampa Werbeagentur, München–Zürich
Satz: Schaber Satz- und Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 3-453-87368-8

Eins

Da stand einmal ein Typ und versuchte den ganzen Tag lang verzweifelt, sich die Wanzen aus den Haaren zu schütteln. Sein Arzt erklärte ihm, er habe überhaupt keine Wanzen in den Haaren. Nachdem er acht Stunden lang geduscht hatte, wobei er Stunde um Stunde unter dem heißen Wasserstrahl stand und unter dem Gekrabbel der Wanzen litt, trat er aus der Duschkabine und trocknete sich ab – und er hatte immer noch Wanzen in seinem Haar; ja, sie hatten sich jetzt sogar über seinen ganzen Körper ausgebreitet. Einen Monat später hatte er bereits Wanzen in der Lunge.

Da es sonst nichts gab, was er hätte tun oder worüber er hätte nachdenken können, machte er sich daran, den Lebenszyklus der Wanzen zu erforschen und mit Hilfe der *Encyclopedia Britannica* genau zu bestimmen, um welche Gattung von Wanzen es sich eigentlich handelte. Jetzt waren sie schon überall in seinem Haus. Während er die umfangreiche Literatur über die zahlreichen Wanzenarten, die es auf der Welt gab, systematisch durcharbeitete, bemerkte er schließlich auch draußen im Freien Wanzen – und daraus schloss er, dass es sich wohl um Vertreter der Spezies *Aphidina* handeln müsse, also um Blattläuse. Nachdem er einmal zu dieser Erkenntnis gelangt war, ließ er sich davon nicht mehr abbringen, ganz gleich, was andere Leute ihm erzählen mochten – wie zum Beispiel: »Aber Jerry, Blattläuse beißen doch keine Menschen!«

Er aber wusste es besser, weil die endlosen Wanzenbisse ihm mittlerweile wahre Höllenqualen bereiteten. Im 24-Stunden-Supermarkt, der zu einer Ladenkette gehörte,

die sich über fast ganz Kalifornien erstreckte, erstand er Sprühdosen, auf denen ›Razzia‹, ›Schwarzkreuz‹ und ›Hofwächter‹ stand. Erst sprühte er das Haus damit ein und dann sich selbst. ›Hofwächter‹-Spray schien am besten zu wirken.

Zugleich verfolgte er auch den theoretischen Aspekt des Problems weiter und entdeckte dabei drei Entwicklungsstadien im Lebenszyklus der Wanzen. Zunächst wurden sie von Menschen, die er fortan ›Wanzenträger‹ nannte, in sein Haus eingeschleppt, um ihn zu verseuchen. Diese Wanzenträger waren Personen, die sich ihrer Rolle bei der Verbreitung der Wanzen gar nicht bewusst waren. Während dieses Stadiums hatten die Wanzen noch keine Beißwerkzeuge oder *Mandibeln* (er entdeckte dieses Wort bei seinen wochenlangen Recherchen, während er sich immer tiefer in die Bücher vergrub – eine recht ungewöhnliche Beschäftigung für einen Typen, der in einem Bremsen- und Reifen-Schnelldienst arbeitete und dessen Aufgabe darin bestand, Bremstrommeln zu richten). Die Wanzenträger spürten daher nichts. Oft hockte Jerry im hintersten Winkel des Wohnzimmers und beobachtete die Wanzenträger, die den Raum betraten, meist Leute, die er schon länger kannte, aber auch einige neue Gesichter. Sie alle waren über und über mit Blattläusen dieses ersten Entwicklungsstadiums bedeckt. Manchmal lächelte Jerry dabei schief vor sich hin, weil er als Einziger wusste, dass die betreffende Person von den Wanzen benutzt wurde und das noch gar nicht geschnallt hatte.

»Warum grinst du eigentlich so, Jerry?«, fragten sie ihn dann bisweilen.

Er aber lächelte weiter und antwortete nicht.

Im nächsten Stadium wuchsen den Wanzen Flügel; nun, eigentlich waren es keine richtigen Flügel, sondern eher Auswüchse, die die Funktion von Flügeln erfüllten und es

den Wanzen ermöglichten auszuschwärmen – denn nur so konnten sie von einer Person zur anderen überwechseln und sich auf einem neuen Träger niederlassen, also in erster Linie auf Jerry. Wenn die Wanzen zu schwärmen begannen, war die Luft voll von ihnen; sie hingen wie lebende Wolken in seinem Wohnzimmer, ja in seinem ganzen Haus. Während dieses Stadiums versuchte er verzweifelt, sie nicht einzuatmen.

Am meisten tat Jerry sein Hund Max Leid, denn er konnte sehen, wie die Wanzen auf ihm landeten und sich überall in seinem Fell niederließen; vielleicht gelangten sie auch in Max' Lunge, so wie sie in Jerrys Lunge eingedrungen waren. Er spürte, dass der Hund ebenso stark litt wie er selbst. Daher überlegte er, ob er Max fortgeben sollte, um wenigstens ihm das Leben leichter zu machen. Aber schließlich entschied er sich doch dagegen, weil der Hund ja bereits infiziert worden war und ihn die Wanzen überallhin begleiten würden.

Manchmal nahm er den Hund mit unter die Dusche und versuchte, ihn von den Wanzen zu befreien. Doch er hatte bei Max auch nicht mehr Erfolg als bei sich selbst. Da er ein sehr mitfühlender Mensch war, schmerzte es ihn, mit ansehen zu müssen, wie der Hund litt – also setzte er die Versuche, ihm zu helfen, unermüdlich fort. In gewisser Weise waren die Qualen dieses hilflosen Tieres, das sich nicht einmal beklagen konnte, das Schlimmste an der ganzen Wanzenplage.

»Was, zum Teufel, machst du eigentlich den ganzen Tag lang mit dem gottverdammten Köter unter der Dusche?«, fragte ihn sein Kumpel Charles Freck einmal, der während einer dieser Duschprozeduren hereingekommen war.

»Ich muss die Aphidien von ihm runterkriegen«, erwiderte Jerry. Er schleppte Max aus der Duschkabine und rubbelte ihn ab. Dann sah Freck verwirrt zu, wie Jerry

Babyöl und Talkumpuder in das Fell des Hundes einmasierte. Überall im Haus türmten sich Insektenspraydosen und Flaschen mit Talkum, Babyöl und Hautpflegemitteln, die meisten davon leer; mittlerweile verbrauchte Jerry Dutzende Flaschen pro Tag.

»Ich seh hier keine Aphidien«, sagte Freck. »Was ist eigentlich ne Aphidie?«

Jerry blickte ihn an. »Kann manchmal tödlich sein. Genau das ist ne Aphidie – tödlich. Die Biester sind in meinen Haaren und auf meiner Haut und in meiner Lunge und die gottverdammten Schmerzen werden langsam unerträglich – ich werd wohl bald ins Krankenhaus müssen.«

»Wie kommt's, dass ich sie nicht sehen kann?«

Jerry setzte den Hund ab, den er inzwischen in ein Badetuch eingewickelt hatte, und kniete sich auf dem Zottelteppich hin. »Pass auf, ich zeig dir mal eine«, sagte er. Der Teppich war dicht mit Blattläusen bedeckt; überall schnellten welche hoch, hüpfen auf und nieder, wobei manche höher sprangen als ihre Artgenossen. Jerry hielt Ausschau nach einem besonders großen Exemplar – weil es eben anderen Leuten so schwer fiel, die Biester zu sehen. »Hol mir mal ne Flasche oder 'n Glas. Unterm Spülstein. Wir decken das Glas dann mit einem Tuch ab oder schrauben den Deckel drauf und dann kann ich's mitnehmen, wenn ich zum Arzt geh, und der kann sich das Vieh mal genau ansehen.«

Freck brachte ihm ein leeres Mayonnaiseglas und Jerry setzte seine Suche fort – und schließlich entdeckte er eine Blattlaus, die mindestens drei Zentimeter lang war und bestimmt einen halben Meter hoch in die Luft sprang. Er fing sie geschickt mit seinen Händen, trug sie zum Glas, ließ sie vorsichtig hineinfallen und schraubte rasch den Deckel zu. Dann hielt er die Blattlaus triumphierend hoch. »Na, siehst du sie?«, rief er.

»Jaaaaa«, sagte Freck. Seine Augen weiteten sich, während er den Inhalt des Glases musterte. »Was für ein Riesenvieh! Wow!«

»Hilf mir mal, noch mehr einzufangen, die ich dann dem Arzt zeigen kann.« Jerry hockte sich erneut auf den Teppich, das Glas neben sich.

»Klar«, erwiderte Freck und machte sich an die Arbeit.

Binnen einer Stunde hatten sie drei Gläser voller Wanzen. Obwohl Freck sich zum ersten Mal an einer Wanzenjagd beteiligt hatte, erwischte er einige der größten Exemplare.

Das war um die Mittagszeit, im Juni 1994, in Kalifornien, in einem heruntergekommenen Wohnbezirk mit endlosen Reihen billiger, aber haltbarer Plastikhäuser, die die Spießler längst aufgegeben hatten. Jerry hatte allerdings vor einiger Zeit Metallfarbe über alle Fenster gesprüht, um das Tageslicht draußen zu halten; der Raum wurde nun von einer mehrarmigen Stehlampe erleuchtet, in die er Punktstrahler geschraubt hatte. Jerry ließ die Punktstrahler Tag und Nacht brennen, um für sich und seine Freunde die Zeit abzuschaffen. Dieser Gedanke gefiel ihm – er liebte es, sich von der Zeit zu befreien. Denn indem er das tat, konnte er sich ohne jede Störung den wirklich wichtigen Dingen widmen. Und wichtig war zum Beispiel, dass jetzt zwei Männer auf dem Zottelteppich knieten und eine Wanze nach der anderen auflasen, um sie in eine endlose Batterie von Gläsern zu sperren. »Was springt dabei eigentlich für uns raus?«, erkundigte sich Charles Freck später an diesem Tag. »Ich meine, bezahlt uns der Arzt so ne Art Stückpreis für die Viecher, ne Fangprämie, 'n paar Mäuse?«

»Mir würd's schon reichen, wenn dabei ein Gegenmittel herauspränge«, sagte Jerry. Obwohl die Schmerzen stets

gleich blieben, waren sie jetzt unerträglich geworden; er hatte sich nie daran gewöhnen können und er wusste, dass er sich, verdammt noch mal, auch nie daran gewöhnen würde. Ein unwiderstehliches Verlangen, wieder zu duschen, überwältigte ihn. »Hey, Mann«, keuchte er und richtete sich auf, »du machst weiter damit, die Viecher in die Gläser zu tun, während ich mal eben unter die Dusche springe, okay?« Er stürzte in Richtung Badezimmer davon.

»Okay«, sagte Freck. Seine langen Beine zitterten, als er sich zu einem der Gläser drehte, die Hände schalenartig zusammengelegt. Als Ex-Veteran hatte er seine Muskeln jedoch noch immer ganz gut unter Kontrolle – er schaffte es bis zum Glas, ohne umzukippen. Doch dann rief er plötzlich: »Jerry, hey, diese Wanzen machen mich irgendwie nervös. Mir gefällt das gar nicht, wenn ich hier so ganz allein bin.« Er stand auf.

»Dämlicher Angsthase!« Jerry lehnte sich einen Augenblick lang im Badezimmer an die Wand, schwer atmend vor Schmerzen.

»Könntest du nicht ...«

»Ich muss erst ne Runde duschen!« Jerry knallte die Tür zu und drehte an den Reglern der Dusche. Das Wasser rauschte herab.

»Ich fürchte mich aber hier draußen.« Obwohl Freck lauthals brüllte, drang seine Stimme nur schwach an Jerrys Ohren.

»Dann hau doch ab und fick dich ins Knie!«, schrie Jerry zurück und stieg unter die Dusche. Zu was sind Freunde eigentlich gut?, fragte er sich verbittert. Zu gar nichts. Scheiße noch mal, wirklich zu gar nichts.

»Beißen diese Scheißviecher?«, schrie Freck, der jetzt offenbar direkt vor der Badezimmertür stand.

»Natürlich beißen sie«, sagte Jerry, während er sich Shampoo in die Haare rieb.

»Das hab ich befürchtet.« Eine Pause. »Hey, kann ich mal reinkommen und mir die Hände waschen, damit ich sie wieder abkriege? Und dann warten, bis du fertig bist?«

Scheiße im Quadrat, dachte Jerry voller Bitterkeit. Er sagte nichts, er schrubbte sich nur weiter ab. Dieser Bastard war es gar nicht wert, dass man ihm eine Antwort gab ... Er kümmerte sich nicht mehr um Charles Freck, sondern nur noch um sich selbst. Kümmerte sich nur noch um seine eigenen lebenswichtigen, schrecklichen, dringenden Bedürfnisse, die ihn mit Haut und Haaren in Anspruch nahmen. Alles andere war zweitrangig. Mit Ausnahme des Hundes vielleicht. Jerry machte sich immer noch Gedanken über Max, den Hund.

Charles Freck rief einen Typ an, von dem er hoffte, dass er einen Posten Stoff im Angebot hatte. »Kannste mir auf die Schnelle zehn Ts rüberschieben?«

»Mann, ich sitz doch selbst auf dem Trockenen und versuch gerade, was ranzuschaffen. Sag mir Bescheid, wenn du was auftreibst, ich könnte dringend was gebrauchen.«

»Was ist denn mit dem Nachschub los?«

»Schätze, die ham 'n paar Lieferungen gekascht.«

Freck hängt ein. Während er deprimiert aus der Telefonzelle trat – kein Doper wickelte einen telefonischen Deal über seinen eigenen Anschluss ab – und langsam zu seinem daneben abgestellten Chevy trottete, spulte er in seinem Kopf eine Phantasienummer ab. In dieser Phantasienummer fuhr er an einer Discount-Drogerie vorbei und die Discount-Macker hatten das ganze Schaufenster mit Langsamem Tod dekoriert: Langsamer Tod in Flaschen, Langsamer Tod in Dosen, Langsamer Tod in Gläsern und Badewannen und Bottichen und Schüsseln, Millionen von Kapseln und Tabletten und Fixen mit Langsamem Tod, Langsamer Tod gemixt mit Speed und Junk und Barbitu-

raten und psychedelischen Drogen ... eben alles, was das Herz begehrt. Und über der Auslage prangte ein riesiges Schild: HIER HABEN SIE KREDIT! Vom Rest des Textes ganz zu schweigen: BILLIG BILLIG BILLIG, DIE NIEDRIGSTEN PREISE IN DER GANZEN STADT!

In Wirklichkeit allerdings hatte die Discount-Drogerie für gewöhnlich nur nutzloses Zeug in der Auslage: Kämmen, Flaschen mit ätherischen Ölen, Deosprays – immer den gleichen Schund. Aber ich möchte darauf wetten, dass diese Macker in den Hinterzimmern ihrer Läden Langsamen Tod unter Verschluss halten, reinen, ungepanschten, unverfälschten, unverschnittenen Langsamen Tod, dachte Freck, während er aus der Parklücke setzte und sich in den Nachmittagsverkehr auf dem Harbor Boulevard einfädelt. Ein Päckchen mit zwanzig Kilo drin, mindestens.

Er hätte für sein Leben gerne gewusst, wann und wie sie jeden Morgen das Zwanzig-Kilo-Päckchen mit Substanz T bei der Discount-Drogerie ausluden und woher der Stoff eigentlich kam – aus der Schweiz womöglich oder von einem fernen Planeten, auf dem eine weise Rasse lebte. Vielleicht wusste das auch nur der liebe Gott. Vielleicht lieferten sie den Stoff ja in aller Herrgottsfrühe aus, unter dem Schutz bewaffneter Wächter – unter dem Feuerschutz des *Mannes*, der da mit einem Lasergewehr rumlungert und so finster und drohend dreinschaut, wie es der *Mann* immer tut. Wenn irgendwer mir meinen Langsamen Tod klaut, dachte Freck, wobei er sich in den Kopf des *Mannes* versetzte, dann werde ich ihn ausradieren.

Vielleicht ist Substanz T ein fester Bestandteil aller Arzneimittel, die irgendwas taugen, dachte er dann. Eine kleine Prise hier und da, gemäß der geheimen, exklusiven Formel, die von den Herstellern der Substanz T in einem Tresor in ihrem Stammhaus in Deutschland oder in der Schweiz wie ein Staatsgeheimnis gehütet wird. Aber in

Wahrheit wusste er es besser: Die Behörden vernichteten alle (oder sperrten sie zumindest ein), die Substanz T verkauften oder transportierten oder konsumierten. Folglich würde auch die Discount-Drogerie – ja, die Millionen und Abermillionen von Discount-Drogerien – auf der Flucht erschossen oder unsanft aus dem Geschäft gedrängt oder eingesperrt werden. Vermutlich nur eingesperrt – Discount war eine einflussreiche Ladenkette. Aber wie erschießt man eigentlich eine Kette von Drogerien? Oder wie sperrt man sie in den Knast?

Dann haben die wohl doch nur den üblichen Kram, dachte er, während er über den Boulevard fuhr. Er fühlte sich lausig, weil er nur dreihundert Tabletten Langsamem Tod für Notzeiten wie diese zurückgelegt hatte, sorgfältig im Hinterhof unter der Kamelie vergraben, unter der Hybridkamelie mit den kühlen, großen Blättern, die auch im Frühling nicht braun wurden. Ich hab nur noch eine Wochenration, fuhr es ihm durch den Kopf. Was mach ich bloß, wenn ich auf dem Trockenen sitze? Scheiße!

Mal angenommen, dass allen Dopern in Kalifornien und Teilen Oregons der Arsch am selben Tag auf Grundeis geht. Wow!

Das war der absolute Hit unter den Horrorvisionen, die er manchmal in seinem Kopf abspulte. Und nicht nur er, sondern jeder Doper. Der ganze Westen der Vereinigten Staaten sitzt plötzlich zur gleichen Zeit auf dem Trockenen und alle Doper gehen am selben Tag auf Turkey, vielleicht so gegen sechs Uhr an einem Sonntagvormittag, während sich die Spießler gerade fein machen, um eine Runde beten zu gehen.

Ort: Die First Episcopal Church von Pasadena. Zeit: 8.30 Uhr vormittags am Grundeis-Sonntag.

»Liebe Pfarrgemeinde, so lasset uns nun Gott den Herrn anrufen und Ihn darum anflehen, dass Er Seine Gnade

leuchten lasse über jene, die sich zu dieser Zeit mit Entzugssymptomen in Todesqualen auf ihren Betten winden.«

»Sein Wille geschehe«, bekräftigte die Gemeinde die Worte des Priesters.

»Doch bevor Er nun gnädiglichst eingreift und unsere Brüder und Schwestern mit einer größeren Lieferung von ...«

Offenbar hatte die Besatzung eines Streifenwagens etwas an Frecks Fahrstil bemerkt, was ihm selbst noch gar nicht aufgefallen war; jedenfalls hatten sie ihren Standplatz verlassen und folgten dem Chevy nun dichtauf, bisher noch ohne Blaulicht und Sirene, aber ...

Vielleicht fahr ich ja Schlangenlinien oder so was, dachte Freck. Scheiß Viehtransport, der klebt mir direkt an der Stoßstange. Bin gespannt, was die mir anhängen wollen.

BULLE: »Okay, Ihren Namen bitte.«

»Meinen *Namen*?« (MIR FÄLLT KEIN NAME EIN.)

»Sie wissen Ihren eigenen Namen nicht mehr?« Bulle gibt dem anderen Bullen im Streifenwagen ein Handzeichen. »Der Typ ist anscheinend ausgeklinkt.«

»Bitte, erschießen Sie mich nicht hier!« Charles Freck in seiner Horrorvision, die der Anblick des Streifenwagens im Rückspiegel ausgelöst hat. »Nehmen Sie mich wenigstens mit zur Wache und erschießen Sie mich da, wo es nicht alle Leute sehen.«

Um in diesem faschistischen Polizeistaat zu überleben, dachte er, musst du immer einen Namen parat haben. Deinen Namen. Jederzeit. Das ist das Erste, worauf sie achten. Wenn du deinen eigenen Namen nicht mehr zusammenkriegst, dann wissen sie, dass du auf einem Trip bist.

Am besten, entschied er, schere ich aus, sobald ich eine Parklücke sehe, und fahre freiwillig rechts ran, bevor die Bullen das Blaulicht blitzen lassen oder sonst was unternehmen, und dann, wenn sie neben mir anhalten,

werde ich sagen, ich hätte 'n loses Rad oder sonst 'n Defekt.

Das finden die immer toll – wenn du auf diese Weise aufgibst, weil dir nichts mehr anderes übrig bleibt. Das ist so, als würdest du dich wie ein Tier zu Boden werfen und ihnen deine ungeschützte Bauchseite hinhalten. Ja, genau das werde ich tun.

Er scherte nach rechts aus und brachte den Wagen zum Stehen, als die Vorderreifen gegen den Bordstein stießen. Der Streifenwagen fuhr vorbei – ohne anzuhalten.

Für nichts und wieder nichts rausgefahren, dachte er. Jetzt werde ich meine liebe Mühe damit haben, wieder rückwärts rauszusetzen, weil der Verkehr so dicht ist. Er stellte den Motor ab. Vielleicht sollte ich einfach ein Weilchen hier sitzen bleiben und Alphameditation machen oder mich in höhere Bewusstseinszustände versetzen. Vielleicht indem ich mir die Bräute anschau, die da so vorbeispazieren. Möchte wissen, ob's irgendwo eine Firma gibt, die Geiloskope herstellt. Statt Alpha-Bioskopen. Geilheitswellen, erst sehr kurz, dann länger, größer, größer, bis sie schließlich über die Skala hinausschießen.

Das bringt alles nichts, begriff er dann. Ich sollte unterwegs sein, um herauszufinden, ob irgendwo Stoff zu bekommen ist. Ich brauche unbedingt Nachschub, sonst klinke ich bald wirklich aus, und dann werd ich überhaupt nichts mehr geregelt kriegen. Wenn's mal so weit ist, werd ich nicht mal mehr am Bordstein sitzen können, so wie jetzt. Ich werde dann nicht nur nicht mehr wissen, wer ich bin, ich werde nicht mal mehr wissen, wo ich bin oder was um mich herum läuft.

Was läuft hier eigentlich? Was für einen Tag haben wir heute? Wenn ich nur wüsste, welcher Tag heute ist, würde mir auch alles andere wieder einfallen; es würde nach und nach in mein Gehirn zurücksickern.

Mittwoch, Downtown von L.A., Westwood-Bezirk: Direkt vor Charles Freck eine dieser riesigen Einkaufsarkaden, von einer Mauer umgeben, an der man wie ein Gummiball abprallt – außer man hat eine Kreditkarte dabei, mit der man durch den elektronischen Sperrgürtel gelangen kann. Da Freck für keine der Arkaden eine Kreditkarte besaß, kannte er das Innere der Läden nur vom Hörensagen. Offenbar gab es in den Arkaden eine ganze Reihe von Läden, die Qualitätsprodukte an die Spießer verkauften – vor allem natürlich an die Spießerehefrauen. Er sah zu, wie die uniformierten und bewaffneten Wächter am Haupttor die Kunden einer gründlichen Überprüfung unterzogen. Die Wächter achteten darauf, dass der Mann oder die Frau auch wirklich zu seiner oder ihrer Kreditkarte passte und dass die Karte nicht geklaut, verkauft, gekauft worden war oder in betrügerischer Absicht benutzt wurde. Eine Menge Leute strömten durch den Haupteingang hinein, aber Freck vermutete, dass etliche davon nur einen Schaufensterbummel machen wollten. Die können doch nicht alle das brennende Verlangen haben, um diese Zeit einkaufen zu gehen, überlegte er. Es ist schon spät, kurz nach zwei. Zwei Uhr nachts. Die Läden waren hell erleuchtet. Wie alle seine Freak-Brüder und -Schwestern, die in dieser Nacht unterwegs waren, konnte Freck die Lichter von draußen sehen, Lichter wie bunte Funkenkaskaden, wie ein Vergnügungspark für große Kinder.

Auf dieser Seite der Einkaufsmall gab es nicht viele Geschäfte, die keine Kreditkarten verlangten und sich nicht von bewaffneten Wächtern schützen ließen. Nur ein paar Läden für alltägliche Besorgungen – ein Schuhgeschäft, ein TV-Shop, eine Bäckerei, ein Schlüsseldienst, eine Schnellwäscherei. Freck schaute zu, wie ein Mädchen, das ein kurzes Plastikjäckchen und eine Stretchhose trug, von Ge-

schäft zu Geschäft schlenderte. Die Kleine hatte hübsche Haare, aber von hier aus konnte er ihr Gesicht nicht erkennen, und man musste schon das Gesicht sehen, um beurteilen zu können, ob eine Braut wirklich scharf war. Keine schlechte Figur, dachte er. Das Mädchen blieb eine Zeit lang vor einem Schaufenster stehen, in dem Lederwaren ausgestellt waren. Sie schien sich für einen mit Quasten verzierten Geldbeutel zu interessieren; Freck sah, wie die Kleine sich die Nase an der Schaufensterscheibe platt drückte und hin- und hergerissen den Geldbeutel anstarrte. Wetten, dass sie gleich reingehet und ihn sich zeigen lässt?, dachte er. Im nächsten Augenblick tänzelte das Mädchen tatsächlich in den Laden, ganz wie Freck es erwartet hatte.

Seine Aufmerksamkeit richtete sich dann auf eine andere Braut, die den Bürgersteig entlanggeschlendert kam. Sie trug eine gekräuselte Bluse und hohe Absätze, silberne Haare und zu viel Make-up. Versucht, älter auszusehen, als sie ist, dachte er. Vielleicht geht sie sogar noch auf die High School. Nach dieser Braut kam nichts mehr, was der Rede wert gewesen wäre. Freck machte den Bindfaden los, der die Klappe des Handschuhfachs an ihrem Platz hielt, und holte ein Päckchen Zigaretten heraus. Während er sich eine ansteckte, schaltete er mit der anderen Hand das Autoradio ein, einen Rock-Sender. Früher einmal hatte er sogar einen Stereo-Kassettenrekorder besessen, aber als er eines Tages mal wieder total abgefüllt gewesen war, hatte er nicht daran gedacht, den Rekorder mit ins Haus zu nehmen, und am nächsten Tag war das Ding verschwunden gewesen. Deshalb hatte er jetzt eben nur noch ein mickriges Radio. Und irgendwann würden sie ihm das wohl auch noch wegnehmen. Egal, er wusste ja, wo er praktisch umsonst ein neues Radio kriegen konnte, besser gesagt: ein gebrauchtes Radio. Im Übrigen war sein Chevy ohnehin

reif für den Schrottplatz – die Dichtungsringe waren porös und die Kompression im Eimer. Vermutlich hatte er ein Ventil geschrottet, als er eines Abends mit einer Ladung guten Stoffs über den Freeway nach Hause gerast war. Manchmal, wenn er eine wirklich große Partie gemacht hatte, wurde er paranoid – nicht so sehr wegen der Bullen, sondern weil er befürchtete, dass andere Leute aus der Szene ihm den Stoff klauen könnten, irgend so ein Szenetyp, halb meschugge vor Turkey und dopegeil wie 'n Weltmeister.

In diesem Moment ging ein weiteres Mädchen vorbei, das Frecks Aufmerksamkeit erregte: schwarzes Haar, hübsch, ein aufreizend langsamer Schlenderschritt. Sie trug eine offene Bolerobluse und eine etwas verwaschene, weiße Baumwollhose. Hey, die kenn ich doch, dachte er. Das ist Bob Arctors Mädchen. Klar, das ist Donna!

Er stieß die Wagentür auf und schwang sich aus seinem Chevy. Das Mädchen warf ihm einen kurzen, misstrauischen Blick zu und ging weiter, ohne langsamer zu werden. Er folgte ihr.

Denkt bestimmt, ich will ihr an die Wäsche, dachte er, während er sich zwischen den Passanten einen Weg bahnte. Wie leichtfüßig sie einen Zahn zulegte. Er konnte sie jetzt kaum mehr erkennen – als sie einen flüchtigen Blick über die Schulter zurückwarf. Ein festes, ruhiges Gesicht ... Er sah große Augen, die ihn abschätzig musterten. Bestimmt versuchte sie, seine Geschwindigkeit zu kalkulieren und festzustellen, ob er sie würde einholen können. Nicht, wenn sie weiter so ein Tempo vorlegt, dachte er. Mann, die bewegt sich ja wie eine Katze!

An der Ecke warteten die Leute darauf, dass die Fußgängerampel auf Grün schaltete; Autos bogen mit quietschenden Reifen nach links ab. Doch das Mädchen ging einfach weiter, schnell, aber würdevoll schlängelte sie sich

zwischen den dahinschießenden Wagen hindurch. Die Fahrer starrten sie aufgebracht an – sie schien die wütenden Blicke nicht einmal zu bemerken.

»Donna!« Als die Ampel schließlich umschaltete, stürzte Freck hinter ihr her und holte sie ein. Trotzdem fing sie nicht an zu laufen, sondern ging einfach so zügig weiter wie bisher. »Bist du nicht Bobs Mädchen?« Irgendwie schaffte er es, sich ihr in den Weg zu stellen – um endlich ihr Gesicht genauer mustern zu können.

»Nein«, sagte sie. »Nein.« Sie kam auf ihn zu, kam genau auf ihn zu; und er wich zurück, weil er plötzlich bemerkte, dass sie ein kurzes Messer in der Hand hielt und dieses Messer genau auf seinen Magen gerichtet war. »Hau ab«, fauchte sie, wobei sie unbeirrt weiterging, ohne langsamer zu werden oder auch nur einen Augenblick lang zu zögern.

»Bestimmt bist du's«, sagte Freck. »Wir haben uns mal auf seiner Bude kennen gelernt.« Er konnte das Messer kaum sehen, nur ein winziges Stückchen der Klinge, aber er wusste, dass es da war. Sie würde ihn einfach niederstechen und dann weitergehen. Er wich immer weiter zurück, die Hände in einer abwehrenden Geste erhoben. Das Mädchen verbarg das Messer so geschickt in ihrer Hand, dass keiner der anderen Passanten es sehen konnte. Aber er, Charles Freck, sah es nur zu gut – die Klinge zielte genau auf ihn. Im letzten Augenblick trat er zur Seite – und das Mädchen ging einfach schweigend weiter.

»Hey, hör doch mal!«, sagte er zu ihrem Rücken und dachte: Ich bin mir ganz sicher, dass es Donna ist. Sie kommt bloß im Moment nicht drauf, wer ich bin und dass wir uns kennen. Hat wohl Angst, dass ich ihr an den Hintern grabsche. Heutzutage muss man verdammt vorsichtig sein, wenn man auf der Straße ne fremde Braut

anquatscht. Die sind jetzt alle auf der Hut. Na ja, kein Wunder, wenn man bedenkt, was schon so alles passiert ist!

Heißes kleines Messer, dachte er dann. Wäre besser, wenn die Ladys nicht mit so was rumspielten; jeder Macker könnte ihr das Handgelenk umdrehen und die Klinge auf sie selbst richten, wenn er's wirklich darauf anlegen würde. Ich hätt's auch tun können. Wenn ich sie wirklich hätte anmachen wollen. Doch er stand einfach nur da und ärgerte sich. Ich weiß doch ganz genau, dass das Donna war!

Dann, als er zu seinem Wagen zurückgehen wollte, bemerkte er plötzlich, dass das Mädchen am Rand des sich dahinwälzenden Fußgängerstroms stehen geblieben war und schweigend zu ihm herüberstarrte.

Vorsichtig ging er auf sie zu und sagte: »Eines Abends hatten ich und Bob und noch so ne Braut ein paar alte Simon-and-Garfunkel-Bänder aufgetrieben und du saßt da ...« Sie hatte die ganze Zeit über Kapseln mit astreinem Tod gefüllt, eine nach der anderen, ganz systematisch. Über eine Stunde. El Primo. Numero Uno: Tod. Und als sie damit fertig gewesen war, hatte sie jedem eine Kapsel angeboten, und sie hatten sie eingeworfen. Alle – nur Donna nicht. Ich deale nur mit dem Zeug, hatte sie gesagt, wie soll ich denn noch 'n Schnitt machen, wenn ich die Dinger alle selbst schlucke?

»Ich dachte, du wolltest mir eins überziehen und mich dann ficken«, erwiderte das Mädchen.

»Nein. Ich hab nur gedacht, ich könnte dich ...« Er zögerte. »Na ja, dich ein Stück im Wagen mitnehmen ... Auf dem Bürgersteig?«, rief er dann ungläubig, als er begriff, was sie eigentlich gesagt hatte. »Am helllichten Tag?«

»Vielleicht in einem Hauseingang. Oder du würdest mich in einen Wagen schleifen.«

»Aber wir *kennen* uns doch«, protestierte Freck. »Und Arctor würde mich allemachen, wenn ich das täte.«

»Ich hab dich gar nicht erkannt.« Sie tat drei Schritte auf ihn zu. »Ich bin 'n bisschen kurzsichtig.«

»Dann solltest du Kontaktlinsen tragen.« Ihm fiel auf, dass sie klare, große, dunkle, warme Augen hatte. Was bedeutete, dass sie nicht auf Dope war.

»Hatt ich früher mal. Aber dann ist mir eine rausgefallen, in ne Schüssel mit Bowle. Du weißt schon, Acid-Bowle, auf ner Party. Das Ding ist bis auf den Boden gesunken und wahrscheinlich hat sie wer rausgeschöpft und getrunken. Hoffentlich hat's ihm geschmeckt – ich hab immerhin fünfunddreißig Dollar dafür hinlegen müssen.«

»Kann ich dich denn nun irgendwohin mitnehmen?«

»Du willst mich ja doch nur im Wagen ficken.«

»Nein, echt nicht. Ich krieg im Moment sowieso keinen hoch, schon seit 'n paar Wochen nicht mehr. Muss an was liegen, womit die den Stoff strecken. Irgendwas Chemisches.«

»Mann, das ist ja ne heiße Ausrede. Aber damit ist mir schon mal einer gekommen. Alle ficken sie mich nur.« Sie verbesserte sich sofort: »Jedenfalls versuchen sie's. So läuft's nun mal, wenn man ne Lady ist. Ich hab gerade nem Typen ein Gerichtsverfahren angehängt, wegen Belästigung und Beleidigung. Mein Anwalt verlangt vierzig Riesen Schadensersatz.«

»Wie weit ist der Typ denn gegangen?«

»Er hat mir mit seinen Schmierfingern die Möpfe betatscht.«

»Das ist aber keine vierzig Riesen wert.«

Gemeinsam gingen sie zu Frecks Wagen.

»Hast du was zu verkaufen?«, fragte er sie. »Ich brauch wirklich dringend was. Ehrlich gesagt, ich bin praktisch auf Null runter, stell dir das mal vor, auf Null! Ich wär

schon mit wenig zufrieden – wenn du nur was locker machen könntest.«

»Ich kann dir was besorgen.«

»Tabletten. Ich drücke nicht.«

»Ja.« Den Kopf leicht gesenkt, nickte sie. »Aber die Dinger sind im Moment Mangelware – die Quelle ist zeitweilig ausgetrocknet. Wahrscheinlich hast du das selbst schon mitgekriegt. Ich kann dir nicht sehr viele besorgen, aber ...«

»Wann?«, unterbrach er sie. Sie hatten mittlerweile den Wagen erreicht. Freck öffnete die Tür und stieg ein. Donna nahm neben ihm Platz. Und dann saßen sie da, Seite an Seite.

»Übermorgen«, sagte sie. »Aber nur, wenn ich diesen Typ irgendwie erwischen kann. Wird schon klappen.«

Scheiße, dachte Freck. Erst übermorgen. »Geht's nicht eher? Bis, sagen wir mal, heute Abend?«

»Allerfrühestens morgen.«

»Wie viel?«

»Sechzig Dollar für hundert Stück.«

»Mann, das ist aber 'n stolzer Preis.«

»Dafür sind die auch echt Spitze. Ich hab schon früher welche von dem Typen bekommen – die sind wirklich nicht so wie das Zeug, das einem sonst angedreht wird. Mein Wort drauf, der Stoff ist echt sein Geld wert. Wann immer es geht, kaufe ich bei diesem Typen. Aber er hat nicht immer welche. Weißt du, der Typ hat gerade eine Tour in den Süden runter gemacht. Glaub ich zumindest. Er ist gerade erst zurückgekommen. Hat den Stoff selbst rangeschafft, ohne Zwischenhändler, darum weiß ich, dass die Tabletten mit Sicherheit gut sind. Und du musst mir nichts im Voraus bezahlen. Erst, wenn ich sie habe. Okay? Ich vertraue dir.«

»Ich leg nie Geld hin, ohne die Ware zu sehen.«